

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 97 (2003)
Heft: 5

Artikel: NW-Gespräch von Willy Spieler mit Patrice de Mestral : ich habe nie aufgehört, Visionen zu haben
Autor: Spieler, Willy / Mestral, Patrice de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich habe nie aufgehört, Visionen zu haben

Patrice de Mestral, zu dessen 70. Geburtstag dieses NW-Gespräch geführt wurde, ist seit einem Jahr Präsident des Boldernvereins. Damit kehrt er in neuer Funktion an seine alte Wirkungsstätte zurück, wo er von 1965 bis 1979 theologischer Studienleiter war. Er habe eben nicht aufgehört, Visionen zu haben, begründet er diesen Neuanfang. Eine andere Vision verfolgt Patrice de Mestral mit seinem erfolgreichen Reintegrationsprojekt für aus der Schweiz zurückgeschaffte Albaner in ihrem Heimatland. Weitere Stationen im Leben von Patrice de Mestral, die hier zur Sprache kommen, sind sein Studium der Theologie in den USA, die Politischen Nachtgebete in Zürich und die Arbeitsstelle für kirchliche Grenzgänger, zu denen sich unser Gesprächspartner selber zählt. Er ist aber auch einer, der Grenzen überschreitet, um zwischen den Fronten zu vermitteln. Das hat er als Gefängnis- und später als Polizei-seelsorger in vorbildlicher Weise getan. Das Gespräch wurde in der vergangenen Karwoche im Büro von Patrice de Mestral in der Zürcher Altstadt aufgezeichnet. Red.

«Kirche ist auch ausserhalb der Kirche»

Willy Spieler: *Patrice de Mestral, Du wirst demnächst 70 Jahre alt. Höchste Zeit für ein NW-Gespräch mit einem Theologen, der unsere Zeitschrift seit vielen Jahren in kritischer Solidarität begleitet, der uns aber auch als Seelsorger viel zu sagen hat. Das erste Mal sind wir uns Ende der 60er Jahre bei den Politischen Nachtgebeten in Zürich begegnet. Wie bist Du zu diesen Politischen Nachtgebeten gekommen?*

Patrice de Mestral: Ausgangspunkt war 1965 der berühmte Vortrag von Dorothee Sölle am Deutschen Evangelischen Kirchentag: «Kirche ist auch ausserhalb der Kirche». Dabei ging es um die Unterscheidung zwischen den manifesten und den latenten Christinnen und Christen.

WS: Ähnlich sprach Karl Rahner damals von den «anonymen Christen», die durch ihr engagiertes Leben und ihre tätige Nächstenliebe eine Christusnachfolge praktizieren, auch wenn sie sich nicht zu den bekennenden Christinnen und Christen zählen, da sie vielleicht eine andere Religion haben oder eine atheistische bzw. agnostische Position vertreten.

PdM: Ja, es gibt weit mehr Christinnen und Christen, die sich nicht zur Kirche bekennen, als manifeste Christinnen und Christen. Sie können Vorbilder durch ihre ethische Haltung und ihren Lebensstil sein, ohne dass wir lange nach ihrer konfessionellen Prägung fragen müssen. Getragen von dieser Erkenntnis habe ich 1969 zusammen mit Max Keller von der Paulus-Akademie, Hanno Helbling von der NZZ, Gonsalv Mainberger, damals Prior der Zürcher Dominikaner und mit Dir fünf Politische Nachtgebete in Zürich durchgeführt. Der Zustrom war gross. Dass 600 bis 800 Leute an einem Freitagabend zu einem Gottesdienst zusammenkamen, war wirklich ungewöhnlich.

Wir arbeiteten mit sehr kreativen

Mitteln. Vor einem Betttag haben wir z.B. Ovomaltine-Säckchen verteilt, auf denen aufgedruckt stand: «um mehr zu leisten». Aus «Betet, freie Schweizer, betet!» wurde «Leistet, freie Schweizer, leistet!» Mit dieser Aufschrift liessen wir 800 Ballone aufsteigen.

WS: Die Politischen Nachtgebete fanden in Altstadtkirchen wie der Predigerkirche oder der Wasserkirche statt. Diese Gastfreundschaft wurde uns aber bald einmal gekündigt. Was gab dazu den Anlass?

PdM: Die von Dorothee Sölle inspirierte Anlage von *Information, Meditation und Aktion* erschien vielen als eine ziemliche Provokation. Einmal haben in der Predigerkirche Architekturstudenten der ETH 80% aller Bänke mit zwei Meter hohen Kartonwänden eingepackt. Als dann 600 Menschen in die Kirche drängten, fand die «feierliche Inbesitznahme der Banken und Bänke» statt. Auf einem Tonband waren Presslufthammer und Vogelstimmen zu hören. Die 80% verpackten Bänke symbolisierten die Situation in der Altstadt, wo es wegen der Expansion der Banken gerade noch einen Wohnanteil von 20% gab. Bei der Frage, was das Ganze noch mit Gottesdienst zu tun habe, schieden sich die Geister. Die zuständigen Kirchenpflegen stellten uns die kirchlichen Räume schon bald nicht mehr zur Verfügung.

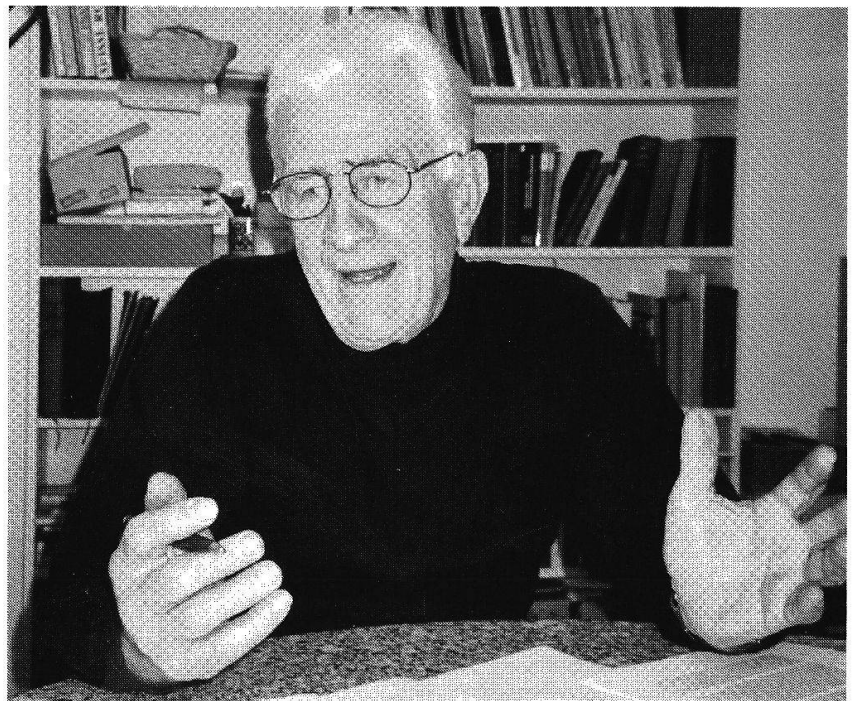
WS: Wie ging es weiter?

PdM: Es gab weiterhin Politische Nachtgebete in anderen Städten wie Basel und Biel, aber auch in Langnau im Emmental mit Hanni Schilt und Gerhard Traxel. In Zürich sind später die Politischen Abendgottesdienste entstanden, aber doch eher für einen internen Kreis von etwa 50 bis 60 Personen.

WS: Ein Kind der Politischen Nachtgebete war die Zeitschrift «Offene Kirche».

PdM: Sie hiess damals «Für eine offene und kritische Kirche». Die Zeitschrift

sollte ein Organ all jener Gruppen sein, die sich in der Schweiz für Politische Nachtgebete engagierten. Hinzu kamen andere bewegte Personen wie *Al Imfeld*. 1974 bin ich aus der Redaktion ausgestiegen. Der Stil hat mir nicht mehr entsprochen. Die katholische Seite wollte die Herrschaftsverhältnisse in der Kirche denunzieren. Gerhard Traxel und ich waren jedoch der Meinung, Provokationen allein genügten nicht, sondern müssten irgendeinmal in konkrete Sachgespräche umgesetzt werden. Später hat vor allem *Christoph Möhl* diese Linie in der Redaktion der «Offenen Kirche» vertreten.



WS: Die reformierte Seite hatte natürlich auch demokratischere Strukturen im Hintergrund ihrer Kirchen, was solche Sachgespräche erleichterte.

PdM: Nur, irgendwann läuft sich das Provozieren und Denunzieren tot. Das war später auch mit dem «Aufbruch» so, der aus einem konkreten Konfliktfall entstanden ist. Aber nur gegen Bischof Haas zu sein genügte nicht, irgendwann musste die Zeitschrift das Konzept ändern und für etwas eintreten, ein «testimonium pro ...», ein Zeugnis für etwas abgeben.

*«Ich habe mich am Rande der Institution Kirche angesiedelt»
(Patrice de Mestral beim NW-Gespräch am 14. April 2003 in seinem Büro).*

Kirche als Gefäss, das Gemeinde ermöglichen soll

WS: *Du warst von 1965 bis 1979 theologischer Studienleiter auf Boldern. Dein Ressort hiess «Kirche und Öffentlichkeit». Welche Kirche war hier gemeint?*

PdM: Hier stand schon die Frage im Vordergrund, wie sich die Kirche als Institution in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen kann. Ich nehme drei Tagungsthemen als Beispiele: Kirche und Werbung, Kirche als Opposition, Kirche in Neubausiedlungen. Unser Anspruch war, *stellvertretend für die Institution Kirche* mit weltlichen Partnern in Kontakt zu treten. Diese fühlten sich angesprochen und sind auch gekommen. Bei den «Neubausiedlungen» waren so ziemlich alle Stadtplanungsämter dabei. Auf der andern Seite hat sich dieses Ressort auch mit Gemeindeaufbau und mit «Kirche für andere» befasst. Es waren innerkirchliche Themen mit Bewegungscharakter.

WS: *1979 hast Du mich an eine Bolderntagung eingeladen, um etwas zu meinem politischen Engagement zu sagen. Es war auch Karwoche. «Abstieg in die Nacht der Seele – Aufstieg in den Tag des Herrn» hiess das Rahmenthema. Die Leute waren überhaupt nicht auf einen politischen Vortrag gefasst, machten dann aber grossartig mit. Ich habe noch nie auf einmal so viele Abonnemente für die Neuen Wege gewonnen. Du bist ein Meister von Überraschungen, von «Ereignissen», wie es damals – im Gegensatz zur «Institution» Kirche – hiess, nicht von billigen «Events».*

PdM: Die «Ereignisse», die Du ansprichst, bestanden darin, Menschen in Begegnungen zu «verwickeln», die nicht spurlos an ihnen vorbeigingen. Es war eine Art Vorstufe zu einem dialogischen Prozess, in dem sich Partner in eine für sie *überraschende Gesprächssituation* einliessen, und daraus sind oft echte Begegnungen hervorgegangen. Die Gesprächspartner waren auch bereit, ih-

ren anfangs geäusserten Standpunkt zu überprüfen. Es ging, theologisch gesprochen, um kleine «Kairoi», Einbrüche von Gnade in das Zeitgeschehen.

WS: *Deine Theologie ist stark geprägt von Emil Brunner einerseits und von Dietrich Bonhoeffer anderseits. Mit Emil Brunner fragtest Du während Deines Studiums: Ist Kirche Institution oder Gemeinde? Was ist heute Deine Antwort?*

PdM: Wenn ich den Film der Christenheit vor mir abspulen lasse, sehe ich, wie aus der Bewegung der ersten Christengemeinden sehr bald eine *Institution* entstanden ist. Kirche ist und bleibt immer ein *Gefäss*, das die Bildung von lebendigen, engagierten Gemeinden in der Nachfolge Jesu Christi ermöglichen soll. Es gibt für mich kein Entweder-Oder, kein «Kirche oder Gemeinde», sondern das Gefäss einer Kirche, die, wie *Emil Brunner* provokativ sagte, «nicht verhindern soll, dass sich Gemeinde Jesu Christi in ihren Reihen ereignen kann». Das ist eine *Trennung von Form und Inhalt*, die wohl nur in der reformierten Tradition möglich ist.

Für Emil Brunner wurde die *Kirche der Reformation* durch den *Grossen Rat von Zürich* beschlossen, während die eigentliche «*ekklesia*» der «Herausgerufenen» sich nicht proklamieren lässt. Wir können höchstens dafür eintreten, dass Kirche als Institution die Entstehung von «*ekklesia*» nicht verhindert.

WS: *Emil Brunner sprach vom «Missverständnis der Kirche», wenn Kirche zu sehr in der Institution aufgeht und die Gemeinde Christi das Nachsehen hat. Leonhard Ragaz ging noch einen Schritt weiter. Er wollte die Kirche durch die Gemeinde des Reiches Gottes, die durch keine Institution mehr vermittelte oder eben verstellte, sondern «reichsunmittelbare Gemeinde» überwinden.*

PdM: Dagegen bin ich zu sehr *Kirchenhistoriker und Patristiker*, um nicht zu wissen, dass Gemeinden ohne institutio-

nelle Gefässe kaum überleben können. Mein Herz schlägt zwar auch für eine «Kirche ausserhalb der Kirche», aber gleichzeitig bin ich realistisch genug, um zu sehen, dass es für Gemeinden sehr schwierig wäre, ohne diese tradierten Gefässe auszukommen.

Theologiestudium als Antwort auf die Nöte der Unterschicht

WS: *Du hast eben von Deiner Nähe zur Patristik gesprochen. Wie bist Du überhaupt dazu gekommen, Theologie zu studieren?*

PdM: Während meinem *Ökonomiestudium* an der University of Michigan habe ich als *Werkstudent* nachts in einer Art Migros gearbeitet. In der Tiefkühlabteilung musste ich bei 15° unter Null gefrorene Hühner und Schinken für die Filialen bereit machen.

Dabei bin ich mit *Menschen der Unterschicht* in Kontakt gekommen, die mich sehr gefordert haben. Gleichzeitig war ich in der *Evangelischen Hochschule* tätig und habe dort «Wegwerf-Meditationen» für Studierende gemacht. Ich nannte diese Meditationen «weekly food for thought», wöchentliche Rationen zum Nachdenken.

Das Bedürfnis, meine Erfahrungen in der Arbeitswelt für die Studierenden zu verarbeiten, hat mich dann motiviert, Möglichkeiten eines *Theologiestudiums* auszuloten. Ich hatte zwar moderne Sprachen studiert, nicht aber Griechisch und Hebräisch. Professor Laeuchli, ein Schweizer Patristiker in Chicago, hat mich ziemlich kühl empfangen und gesagt: «Was wir brauchen, sind solide Barthianer und nicht Ökonomen, die Theologie studieren.» Ich habe dann selbstbewusst den Fakultätswechsel an einer anderen Universität beantragt. Unkompliziert wie die US-Amerikaner sind, hiess es: «o.k., let's try.» Entweder Sie schaffen die Noten, oder Sie sind weg vom Fenster.

Als Sohn von *Eltern*, die beide *Pfarrerskinder* waren, erhielt ich eine sehr zu-

rückhaltende religiöse Erziehung. Ich musste nie in die Kirche. Motiv für das Theologiestudium war die Provokation dieser Unterschichtswelt an meinem Arbeitsplatz.

WS: *Gibt es noch mehr Pfarrer in Deiner Familie?*

PdM: Oh ja, zu viele. Die haben mir dann Briefe geschrieben mit dem Tenor: «Es hat genug Pfarrersleute in der Verwandtschaft, wieso kommst Du jetzt auch noch?» Von meinem *Grossvater* erhielt ich einen handgeschriebenen vierseitigen Brief, wieso er mir davon abraten wolle, Theologie zu studieren. Das konnte mich von meinem Entschluss nicht abbringen, im Gegenteil. Ich war von meiner Berufswahl so überzeugt, dass es mir auch gelungen ist, Griechisch und Hebräisch über Englisch zu lernen.

WS: *Schon Deine Dissertation verrät ein Faible für Ketzer.*

PdM: Der Titel heisst: «Die himmlische Kirche. Retardierende Faktoren im Prozess der Institutionalisierung der Kirche im zweiten Jahrhundert». Die damaligen Ketzer sprachen als *Gnostiker* sehr geistreich über Geist und Logos. Auf Anregung von Professor Laeuchli, der bei *Heidegger* studiert hatte, war das «existentielle Geworfensein», das schon bei den Gnostikern anklingt, besonders spannend zu lesen. Demgegenüber waren die traditionellen Texte von Kirchenvätern wie Ignatius und Irenäus linientreu. Da habe ich lieber die andere Linie gewählt.

WS: *Eben die Ketzerlinie. Das erinnert mich an Ernst Blochs Bonmot: «Das Beste an der Religion ist, dass sie Ketzer schafft.»*

PdM: Was ich da machte, ist mir eigentlich erst im Lauf meiner Tätigkeit auf Boldern bewusst geworden. Sowohl auf Boldern wie später beim Aufbau der Arbeitsstelle für kirchliche Grenzgänger habe ich mich am *Rande der Institution*

Kirche angesiedelt. Ja, es gibt da schon eine «Linie».

WS: *Es gibt auch so etwas wie eine «Option für die Armen» in Deiner Biographie, angefangen im Kühlhaus von Michigan.*

PdM: Ja, vielleicht unbewusst und noch nicht formuliert. Natürlich habe ich in den USA auch schon einiges über John Wesley erfahren, den Gründer der Methodistenkirche. Mich faszinierte sein unermüdliches Wirken unter den Kohlenarbeitern. Die Minen waren sein «Kirchspiel» in der Welt.

Kirche – Vorhut oder Nachhut Gottes?

WS: *Du hast mir einmal gesagt, dass Du in Deiner Boldern-Zeit mit dem Buch «Stadt ohne Gott» von Harvey Cox herumgelaufen seiest. Darin ist die Vision einer Kirche «als Avantgarde Gottes» enthalten. Was hat Dich an dieser Vision fasziniert?*

PdM: Mit Martin Luther King ging es mir darum, so etwas wie einer biblischen Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Mich trieb die Frage um, ob es möglich ist, die Bergpredigt näher an den Alltag zu rücken. Ich musste allerdings die schmerzliche Erfahrung machen, dass die Kirche als Institution eher die «Nachhut» als die «Vorhut Gottes» ist. Darum habe ich diese Insel Boldern verlassen und bin in die Stadt gegangen, um näher bei den Leuten zu sein.

WS: *Und wo ist nun die Vorhut Gottes zu finden?*

PdM: Ich sehe sie in Bewegungen wie Amnesty International, Greenpeace...

WS: *... und vielleicht in globalisierungskritischen Bewegungen?*

PdM: In Ansätzen sicher auch. Nur sollten sie sich in der Auseinandersetzung mit den weltweiten Gewaltverhältnissen besser abgrenzen gegenüber der Gewalt in den eigenen Reihen. Gewiss, Porto

Alegre ist etwas anderes als Davos. Verhärtete Diskussionen über Polizeikontrollen sind für mich nicht sehr visionär.

WS: *Bei Bonhoeffer war Dir die weltliche Natur des Christentums wichtig und damit auch der Respekt vor der Weltlichkeit der Welt. «Christsein heisst Menschsein», lautet ein wichtiges Wort des grossen Theologen. Wie hat diese Theologie Deine Arbeit geprägt und begleitet?*

PdM: Eine wichtige Erkenntnis Bonhoeffers lautet: «Wir müssen in der Welt leben, wie wenn es Gott nicht gäbe – und eben dies erkennen wir vor Gott!» Er spricht darin die Mündigkeit des Christen an. «Nicht der religiöse Akt macht den Christen, sondern das Teilnehmen am Leiden Gottes im weltlichen Leben.» Dazu gehört das, was später als «Option für die Armen» bezeichnet wurde. In all diesen Situationen, in denen ich mit Armen und «Underdogs» konfrontiert wurde, hat mein Herz in diese Richtung geschlagen.

Kirchlicher Grenzgänger

WS: *Ein anderes Wort von Bonhoeffer lautet: «Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist...» Mir scheint, Du habest Dich für diesen Aspekt des Kircheseins besonders eingesetzt, vor allem auch in Deiner Zeit nach Boldern, in der Gefängnisseelsorge und beim Aufbau der Arbeitstelle für kirchliche Grenzgänger. Bist Du selbst so etwas wie ein Grenzgänger?*

PdM: Ich bin gewiss auch ein kirchlicher Grenzgänger. Kirchliche Grenzgänger haben emotional eine lose bis gebrochene Beziehung zur Institution Kirche. Sie sind dennoch oder gerade deswegen *suchende Menschen* – oft als Folge einer Krise in ihrem Leben, wie Scheidung, Klinikaufenthalt, Arbeitsverlust. Wir versuchten, verschüttete religiöse Erfahrungen zu verarbeiten und diese Menschen für eine *Präsenz in der Welt* zu gewinnen, z.B. in einer Besuchsgruppe für Straf-

gefangene im Bostadel, die ich 1981 gegründet habe und die seither ununterbrochen weiter besteht. Dazu gehörte auch die Vorbereitung eines Sternmarsches mitten in den struben 80er Jahren und einer Demonstration auf dem Münsterhof, an der alle Fronten der damaligen Zürcher Bewegung an einem offenen Mikrofon teilgenommen haben. Mit dabei waren *Hans A. Pestalozzi*, *Annemarie Holenstein* und *Laure Wyss*. Wir pflegten also nicht nur die individuellen Lebenskrisen, sondern sahen in ihnen den Ausgangspunkt für ein neues Engagement. Das lag mir näher als die Tagungsarbeit, die immer schwieriger wurde.

Ich war näher bei den Leuten. Diese wussten, dass sie jeden Donnerstagabend zum Rendez-vous in die *Kaffeehaus-Kirche* kommen konnten. Es gab die vier Elemente Begegnung, Gastlichkeit, Erfahrungsaustausch und Sinnfindung. In wechselnder Zusammensetzung kamen hunderte von Menschen.

WS: *Hatte diese Kaffeehaus-Kirche etwas mit dem Priesterlichen Kaffee zu tun?*

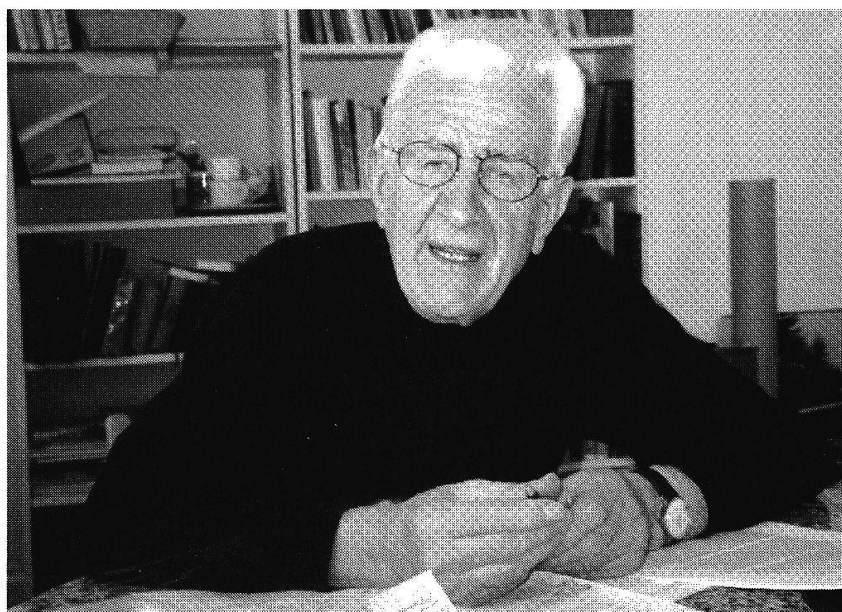
PdM: Nein, das *Priesterliche Kaffee* ist aus einer gewissen Frustration auf Boldern, vor allem an Kirchenpflegetagungen, entstanden. Da redeten Pfarrer über die Sozialarbeiter, die Sozialarbeiter über die Kirchenpfleger, die Kirchenpfleger über die Diakone, die Diakone über die Gemeindeglieder. Ich suchte nach einem Ort, wo man die angesprochenen Probleme gemeinsam miteinander verarbeiten konnte. Wenn es in der eigenen Gemeinde nicht geht, dann soll es in einem Priesterlichen Kaffee möglich werden. Zahlreich waren die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auch die katholischen Priester, die diesen Schonraum nutzten, wenn sie nicht mehr weiter wussten. *Viktor Hofstetter* hat uns zudem viele Priester und Ordensleute auf der Durchreise ins Kaffee gebracht, z.B. *Bischof Ruiz* aus Mexiko. *Dorothee Sölle* hat uns ebenfalls besucht. Das Priester-

liche Kaffee besteht heute auch ohne mich weiter in Zürich. Aber es ist im Gegensatz zur Kaffeehaus-Kirche ein Treffpunkt für «KiLo-Abhängige», für Kirchliche Lohn-Abhängige in beiden Kirchen und an ihrem Rande.

Von der Gefängnisseelsorge...

WS: *Du sprichst von Gefängnis-Seelsorge, nicht von Gefangenen-Seelsorge. Geht es dabei nicht nur um die Gefangenen, sondern auch um das Gefängnispersonal?*

PdM: Ganz bestimmt. Ich hatte eine prägende Erfahrung am ersten Arbeitstag im Bostadel. Ein geistig leicht behinder-



ter Triebtäter kaum auf mich zu und sagte: «Hör auf mit diesen Geschichten in der Bibel, die den Gefangenen die Befreiung versprechen. Du gehst jeden Abend nach Hause zu Frau und Kind, während ich vermutlich ein Leben lang im Gefängnis bleiben muss. Ich gebe Dir einen Rat: Entweder Du schaffst es in der Probezeit, vom Personal ernstgenommen und geachtet zu werden, oder Du bist ein weiterer Gefangener in diesem Haus und dann nütze Du uns absolut nichts.» Drei Monate später sagte er mir: «Patrice, ich habe mit dem Direktor und mit dem Personal gesprochen. Du bist akzeptiert und respektiert. Geh und unterschreibe den Vertrag!» Das hat mich

*«Christliche Existenz bedeutet für mich ein Leben zwischen den Fronten»
(Bilder: W. Spieler).*

umgehauen, das war die Weisheit Gottes durch den Mund der Toren.

Ich habe gemerkt, dass ich mich unter *Insassen* wie unter Freunden bewege und dass sich das *Personal* nach mir umsieht, weil es möchte, dass ich ihm auch «guten Tag» sage. Es ist eben auch gefangen in diesem Haus. Wir müssen uns um das Personal kümmern, damit es ihm gut geht und es seinen Frust weniger an den Insassen abreagiert.

Christliche Existenz bedeutet für mich immer ein *Leben zwischen den Fronten*. Das war auf Boldern der Fall, das war im Gefängnis, das war in allen meinen Projekten der Fall. Wann immer von mir verlangt wurde, ganz dabei zu sein, machte ich diesen Vorbehalt: Der Christ steht für mich immer zwischen den Fronten. Wie er das lebt und aushält, muss er selber sehen.

WS: *Ich habe mich darum immer gefragt, wie Du Dich eigentlich politisch positionierst. Ich weiss das bei Deiner Ehefrau Marianne, die eine aktive SP-Frau ist, und bei Eurem Sohn Yves, der eben für die SP in den Zürcher Kantonsrat gewählt wurde. Aber ich weiss das nicht so genau bei Dir. Es kann ja nicht sein, dass christliche Existenz uns zur politischen Neutralität verurteilt.*

PdM: Als Studienleiter auf Boldern meinte ich, eine SP-Mitgliedschaft läge für mich nicht drin. Ich bin dann einer kleinen Reformgruppe beim *Landesring der Unabhängigen* in Männedorf beigetreten. Wir haben auch einiges in Gemeinderat und Schulpflege bewirkt. Der LdU war nicht so festgefahren wie andere Parteien, sondern noch am ehesten «manipulierbar». Ich bin dann aber sehr bald wieder ausgetreten, weil ich mich überfordert sah, wenn ich zugleich Kirchenreform und politische Reform betreiben wollte. Selbst wenn ich seither in 9 von 10 Fällen für die SP gestimmt habe, wollte ich der Partei nicht beitreten. Es ist schon wieder diese Hemmung, mich mit einer Seite ganz zu identifizieren. Das mag nach

aussen einen schillernden Eindruck erwecken. Es geht mir nicht darum, dass ich mich aus allem raushalten will. Aber das *Dazwischen-Stehen* ist zutiefst in mir angelegt.

... zur Polizeiseelsorge

WS: *Ich war immer wieder erstaunt, wie Du «Zöllner und Gerechte», Polizeioffiziere und Polizeikritiker an einem Tisch versammeln konntest. Hast Du den Eindruck, dass Du zwischen den Gegensätzen wirklich zu vermitteln vermochtest? War das eine Art «Entfeindung»?*

PdM: *Entfeindung* ist ein erster Schritt auf dem Weg zu vertrauensbildenden Massnahmen. Ein solcher Prozess braucht viel Zeit und Geduld. Als ich vom Bostadel wegging und Seelsorger im *Polizeigefängnis von Zürich* wurde, habe ich bei der Stadtpolizei nachgefragt, wie sie die eigenen Leute auswähle und ausbilde. Nach langen Gesprächen hat man es gewagt, mich 30 Polizeiaspiranten «zum Frass vorzuwerfen». Aus dieser ersten Probelektion wurden acht Jahre intensiver Begleitung als Polizeiseelsorger, der in der Ausbildung der angehenden Polizeibeamten versuchte, neue Menschen- und Gesellschaftsbilder ins Gespräch zu bringen, im Wissen darum, dass der Polizeibeamte eine *negative Auswahl* unter den Menschen trifft und so Gefahr läuft, seine *Vorurteile* immer aufs neue zu bestätigen. Das aufzubrechen, zu verhindern, dass Polizeibeamte Rassisten und Zyniker werden, war eine ganz spannende Aufgabe. Ich bin öfters auf nächtlichen Streifenwagen-Patrouillen mitgefahren, um die Praxis der Polizeibeamten hautnah zu erleben und mit ihnen besprechen zu können.

WS: *Ist es Dir gelungen, diese Vorurteile innerhalb der Polizei abzubauen?*

PdM: Sicher zum Teil. Ich war *Projektionsfläche* für alle Missstände im Strafvollzug. «Was geht der Pfarrer Händchen halten in die Zellen?» wurde gefragt. Ich musste die Leute darüber auf-

klären, was es heisst, Gefängnisseelsorger zu sein und wie man diese *Ohnmacht* aushält. Wir hatten immer zwei Leitsätze: «1. Ein Täter ist mehr als seine Tat. 2. Einen Täter verstehen heisst nicht seine Tat billigen.» Ironie des Schicksals: Die letzten beiden Personen, die ich im Polizeigefängnis besucht habe, waren zwei Stadtpolizisten. Sie fragten mich, ob für sie Satz Nr. 1 gelte. Ich sagte ja, aber auch Satz Nr. 2 treffe auf sie zu.

Ich kam natürlich auch in *Konfliktsituationen* wie bei der Lettenräumung oder den unzumutbaren Bedingungen im improvisierten Untergrundgefängnis Waid für Ausschaffungshäftlinge und dem ebenfalls umstrittenen Provisorischen Polizeigefängnis Propog. Ich war oft *Go-between* von den Drogenabhängigen und Gefangenen bis zum Polizeikommandanten. Der Druck wurde unerträglich, als Insassen im Propog die Zellen angezündet hatten und fast keinen Spaziergang mehr machen durften. Aber ich wurde nie so sehr als «Herr Pfarrer» angesprochen wie bei der Polizei. Ich war akzeptiert als der Mann, der es wagte, über alle Dienstwege hinweg einzugreifen und auf Missstände hinzuweisen.

Reintegrationsprojekt für zurückgeschaffte Albaner

WS: *Nach Deiner Pensionierung hast Du Dich nicht in Dein wunderschönes Chalet in den Waadtländer Voralpen zurückgezogen, sondern ein Projekt für Albaner entwickelt, die von der Schweiz in ihr Heimatland zurückgeschafft worden waren. Kannst Du uns diese Pionierarbeit etwas vorstellen?*

PdM: Nach meiner Pensionierung habe ich einige Zeit gebraucht, um meine 18 Jahre Gefängnisseelsorge zu verarbeiten, auch all jene Situationen, in denen ich meinem Amt nicht gerecht geworden bin, namentlich bei *jungen Albanern kurz vor ihrer Ausschaffung*. Sie sagten mir: «Albanien Scheissland, Du nicht kommen nach Albanien.» Ich erwiderte: «Doch, eines Tages werde ich kommen.»

So entschloss ich mich zu einer *10-tägigen Rekognoszierungsreise* in Albanien mit einer Partnerorganisation des HEKS in Tirana. Daraus entstand ein Reintegrationsprojekt für nach Albanien Zurückgeschaffte. Es ging darum, jungen Albanern eine *neunmonatige Anlehre* für verschiedene handwerkliche Berufe anzubieten, die von der Schweiz zu 60% subventioniert wurde. Sie mussten nur einen Kleinbetrieb finden, der sie aufnehmen würde. Wir durften nach Rücksprache mit einem anfänglich sehr misstrauischen Chef der albanischen Polizei auf dem Flugplatz Tirana die zurückgeschafften Albaner zusammen mit einem Team einheimischer Sozialarbeiter interviewen. Etwa die Hälfte machte mit. Auf die Frage, ob sie auch weggezogen wären, wenn sie in Albanien eine berufliche Perspektive gehabt hätten, sagten von den Interviewten 26%: «Ich wäre geblieben», 29%: «bestimmt nicht», und 45%: «Ich muss es offenlassen».

Die Anfänge waren jedoch äusserst schwierig. Die zurückgeschafften Albaner wollten es nicht wahrhaben, dass die Schweiz wirklich bereit sei, ihnen in ihrem Heimatland ganz konkret neue Lebensperspektiven anzubieten. Wir streuten Flugblätter in allen Cafés von Tirana: «Keine Angst, das ist kein Projekt des Geheimdienstes. Versucht es doch mit uns!» Heute haben über 435 Albaner in 17 Dörfern und Städten in Albanien unser Angebot angenommen, und über 80% unserer Absolventen können am gleichen Arbeitsort weiterbeschäftigt werden.

Das ist zwar nur ein *Tropfen auf einen heissen Stein*. Aber ein Albaner meinte: «Du nicht sagen Tropfen auf einen heissen Stein. Weissst Du, dass Mutter Teresa Albanerin war? Weissst Du, dass Mutter Teresa sagte: «Auch das Meer besteht nur aus Tropfen?»»

WS: *Als ich hörte, dass Euch die Zürcher Fremdenpolizei unterstützte, hatte ich ein gemischtes Gefühl. Du hattest*

da einmal mehr keine Berührungsängste.

PdM: Mir ging es ganz bewusst darum, den Chef der Fremdenpolizei mit der Einsicht zu konfrontieren, dass es nicht genügt, Menschen auszuschaffen, ohne ihnen eine Integrationshilfe in ihrer Heimat anzubieten. Nach langen Diskussionen hat die Fremdenpolizei dann immerhin 20 000 Franken an dieses Projekt bezahlt. Und ich habe mit einem schelmischen Lächeln dafür gesorgt, dass auch die Medien darüber berichteten. Es ging nicht ums Geld, sondern um die *Herausforderung an die Fremdenpolizei*, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Es gibt immerhin den Art. 37 des Strafgesetzbuches, der die Resozialisierung von Tätern verlangt. Da 80% von ihnen Ausländer sind, will kaum jemand etwas für sie machen.

WS: Eure Pionierarbeit wird heute international anerkannt, z.B. durch die Internationale Organisation für Migration (IOM).

PdM: Auch Grossbritannien und die Beneluxstaaten sind daran, den eingereisten Albanern Ausreisefristen zu setzen. Sie haben von unserem Projekt gehört und möchten etwas für ihr «schlechtes Gewissen» tun. So sind wir die *Anlaufstelle von IOM* für ein Pilotprojekt geworden. *Madeleine Hirsch*, die Verantwortliche des HEKS, hat es zudem fertiggebracht, auch die Entwicklungshilfe der Evangelischen Kirche Deutschlands in die Finanzierung der nächsten Projektphase einzubeziehen.

Das politische Wächteramt von Boldern

WS: Damit nicht genug, bist Du seit einem Jahr Präsident des Boldernvereins. Was hat Dich motiviert, in dieser neuen Funktion an Deine alte Wirkungsstätte zurückzukehren?

PdM: Auch nach meinem Weggang von Boldern vor über 23 Jahren habe ich nie aufgehört, Visionen zu haben. Als dann die eher unerwartete Anfrage kam, ob

ich das *Boldern-Präsidium* übernehmen möchte, wurden diese Visionen reaktiviert. Sie wollen Boldern innerhalb des schweizerischen Protestantismus *neupositionieren*. Ich bin überzeugt, dass wir Reformierten solche «Orte» brauchen. Die einen sprechen von «lieux d'église», ich würde beifügen: Orte, wo sich Menschen, Gruppen und Bewegungen innerhalb und am Rande unserer Kirchen der eigenen *Verantwortung für die Welt* neu bewusst werden, wo sie zeichenhaft Themen aufgreifen, die Greenpeace, Amnesty International und andere NGOs nicht im gleichen Sinn, d.h. in einer *biblisch-theologischen Tradition*, aufzugreifen im Stande sind.

WS: Reinhild Traitler hat in ihrem Abschiedsgespräch (NW 1/03) von einem «Harmonisierungssog» gesprochen, der zu den Schattenseiten der Schweiz gehöre und dem sich auch Boldern nur schwer entziehen könne. Wie positionierst Du Boldern politisch und kirchlich?

PdM: Wenn Boldern es in Zukunft wieder vermehrt wagt, ein gesellschaftspolitisches Wächteramt wahrzunehmen, so ist das nur *stellvertretend für die Institution Kirche* möglich. Das setzt voraus, dass Boldern sich mit seinem kirchlichen Hinterland vernetzt und sich auch in kritischer Solidarität mit der Kirche identifiziert. Nur so kann Boldern Themen aufgreifen, die sich von irgendeiner andern Gruppe oder Partei unterscheiden. Wenn es Boldern darüber hinaus gelingen sollte, eine *sozial engagierte Spiritualität* neu zu entdecken, würde die ganze Ausrichtung von Boldern in der Öffentlichkeit wieder vermehrt an Glaubwürdigkeit gewinnen. Der dialogische Diskurs, der sich nicht einfach damit begnügt, herrschende Zustände zu denunzieren, sondern sich auch an der Lösung gesellschaftlicher Probleme beteiligt, und dies auf der Grundlage eines befreienden Evangeliums, ist und bleibt nach wie vor das Ziel einer *ökumenisch* verankerten Akademiearbeit. ●